

Zeichenhaftes Schicksal

Paul Celan – Rudolf Hirsch. Briefwechsel. Frankfurt a. M. 2004, Suhrkamp Verlag, 399 Seiten, 25,80 EUR.

Rudolf Hirsch leitete viele Jahre als Geschäftsführer den Fischer Verlag und war Herausgeber der Literaturzeitschrift »Neue Rundschau«. Celan und Hirsch begegneten sich erstmals Anfang der fünfziger Jahre. Hirsch, selbst Jude und zum Katholizismus konvertiert, verfügte über eine umfassende literarische und kunstgeschichtliche Bildung, war sensibel, feinsinnig und hatte ein waches Gefühl für die eigene Qualität eines Autors. Er spürte, dass ihm mit Celan ein wirklicher Dichter begegnet war, dessen Arbeit er als Verleger mit großem Engagement und Einfühlungsvermögen förderte. In der »Neuen Rundschau« veröffentlichte er viele Übersetzungen Celans russischer und französischer Dichter. Der eigene Lyrikband »Sprachgitter« wurde von Hirsch betreut sowie der Prosatext »Gespräch im Gebirg« und der Text der Rede anlässlich der Verleihung des Georg Büchner Preises »Der Meridian«.

Die Beziehung zwischen Autor und Verleger gestaltete sich bald freundschaftlich. Das hing zum einen damit zusammen, dass Celan Hirschs literarischem Urteil vertraute und seine umfassende Bildung bewunderte. Zum andern suchte er Rat, Hilfe und Schutz bei Hirsch, als ihn die infamen Anschuldigungen der Witwe Ivan Golls trafen. Claire Goll bezichtigte Celan des Plagiats an den Dichtungen ihres verstorbenen Mannes. Auf die Details dieser Affäre kann hier nicht eingegangen werden. Für Celan entwickelte sie sich zu einer Erfahrung, die ihn persönlich weit über das Maß des Erträglichen hinaus bedrückte und quälte. Er sah darin aber auch zeichenhaft die Schrecken eines auch nach dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Terrors fortwirkenden Antisemitismus. Belege dafür fand er in vielen Äußerungen damaliger Literaturkritiker zu seinen Gedichten. Er erlebte sie auch in ihrer Stellung zur Goll-Affäre.

Problematisch daran wurde zusehends, dass

Celans Erwartungen an die Integrität der Menschen, mit denen er durch sein Dichten verbunden war, sich mit einer starken Selbstbezogenheit verschränkte. Zutreffend an Celans Beobachtungen war die Wahrnehmung, dass antisemitische Ressentiments auch nach dem Holocaust zur bundesdeutschen Realität zählten. Das betraf auch die Welt der Literaturkritik. Celan blieben diese bitteren Erfahrungen nicht erspart. Dennoch verleiteten ihn diese Attacken zu einem immer wieder höchst ungerechten und verletzenden Verhalten gegenüber Menschen, die ihm nahe standen und ihm auch durch öffentliche Stellungnahmen zu helfen versuchten. War es auch Verzweiflung, die Celan gegen diese Menschen einnahm, so war die Verzweiflung schon das Ergebnis innerer Schwäche. Celan reflektiert diese Schwäche sogar. Er sehnt sich nach innerer Ruhe und Stärke. Er wünscht sich eine Festigkeit, die ihn gegen die unsinnigen Anwürfe wappnete und ihn mit stetigem Selbstvertrauen an seiner Dichtung arbeiten ließe. Jedoch führt aus diesem schmerzvoll empfundenen Wunsch nach innerem Gleichgewicht kein Weg zu einer Haltung, wie sie ihm vor allem auch von seinem Verleger Rudolf Hirsch nahegelegt wurde. So tritt für Celan aus der einfühlbare wenngleich nicht kritiklosen Wahrnehmung seines Verlegers Hirsch nur das Trennende hervor. Er erkennt in den Versuchen von Hirsch vor allem den Versuch, die gegen ihn gerichteten Angriffe zu verharmlosen und ihre Bedeutung als bloß persönliches Problem eines überempfindlichen Autors zu relativieren. Dass diese psychologische Konstellation alle Beziehungen Celans zu Freunden und Bekannten belastete, das dokumentiert der Briefwechsel mit Rudolf Hirsch auf bedrückende Weise.

Celan lebt sein Leben verdoppelt. Dem unmittelbaren Erleben fügt er eine zeichenhafte Ebene hinzu und verleiht ihm eine Beurteilung, die man eigentlich erst antreffen kann, wenn Erlebtes für das unmittelbare Erleben zwar verschwunden, für das Bewusstsein dadurch gleichwohl überhaupt erst sichtbar geworden ist. »Unsere Zeit«, schreibt Albrecht Fabri, »das ist der Entstehungsprozess dessen, was einmal

unsere Zeit sein wird.« Was die Gegenwart ist, lässt sich nicht sagen, da sie fortwährend wird. Folgt man diesem Gedanken, so wird man davor zurückscheuen, dem Eigenen schon eine geschichtliche Dimension zu geben. Auf dem Hintergrund seines von ihm selbst bereits geschichtlich gedeuteten Lebens gerät Celan in eine für ihn im Zwischenmenschlichen nicht mehr handhabbare Spannung. Die von seinen Mitmenschen verkannte Dimension des eigenen Schicksals wird an diesen Mitmenschen als Exempel statuiert: Wenn nicht gesehen wird, das ich ausgelöscht werden soll, so lösche ich aus! Die Freundschaft zwischen Rudolf Hirsch und Paul Celan hat auf diese verhängnisvolle und bedauernswerte Weise ihr Ende gefunden. Die berührende und eindrucksvolle Lektüre dieses Briefwechsels könnte sich nicht in dieser Klarheit entfalten und auf so differenzierte Weise bewusst werden, wenn nicht Joachim Seng dieses Buch mit außergewöhnlichen Kommentaren und Anmerkungen versehen hätte. Sie schaffen nicht nur Kontext und Bezug. Sie schildern auch einfühlsam und weit über das Maß philologischer Exaktheit hinaus, wie das Verhältnis Celans zu seinem Verleger Schritt für Schritt ins nicht mehr Gangbare geriet. Dabei hat man an keiner Stelle den Eindruck, dass Seng interpretiert. Er hat nicht nur gründlich, er hat meisterhaft, mit dem intuitiven Gefühl fürs Wesentliche, recherchiert und er schildert die Ergebnisse seiner Recherchen in einer Weise, die einem das Hin- und Herblättern zwischen Text- und Kommentarteil leicht macht. Wieder einmal hat der Suhrkamp Verlag ein Buch zu Werk und Biographie Paul Celans vorgelegt, dass für jeden, der diesem Dichter näher zu begegnen wünscht, ein bereicherndes Ereignis darstellen wird. *Stefan Weishaupt*

Am Ende des Weges

Paul Celan – Ilana Schmueli. Briefwechsel, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2004. 241 Seiten, 19,80 EUR.

Es war nicht vorherzusehen, dass die Beziehung zwischen Paul Celan und Ilana Schmueli

eines der Zeichen sein würde, die das Ende eines Lebensweges markierten. Etwas mehr als ein halbes Jahr vor seinem Freitod begegnete Paul Celan der Freundin aus seiner Kinder- und Jugendzeit in Czernowitz nochmals anlässlich seiner Reise nach Israel. Zwischen ihnen entsteht, bricht auf, fährt hernieder – ja, was? Neben dem Briefwechsel zwischen Paul Celan und seiner Frau Gisèle Lestrangé ist der Band mit den Briefen, die Paul Celan und Ilana Schmueli sich schrieben, das intimste und schmerzlichste Zeugnis eines der bedeutendsten Dichter unserer Zeit.

Das Wort »Liebe« taucht kaum auf in diesen Briefen. Vielleicht, weil das damit Angerufene auf dieses Wort nicht mehr hörte. Zu viel anderes sprach mit und widersprach auch. Wir hören in den Briefen den hohen hymnischen Ton, der die Briefe jener kennzeichnet, die ihren Gefühlen nur im geschriebenen Wort, nicht aber im alltäglichen Miteinander Ausdruck verleihen. Wir erleben den Dichter als den unrettbar Verlorenen, der sich und sein Schaffen schon so weit aus der gegenwärtigen Begegnung ins Ortlose hinausgeschrieben hat, dass Anteilnahme und Hilfe ihn nicht mehr erreichten. Wir erleben die Sehnsucht der Schreibenden, zueinander zu gelangen in eine Ruhe und Kraft stiftende Begegnung und wir erleben die buchstäbliche, ja, die selbstgewählte Gefangenschaft im einsamen Leid. Für Celan war Leid als Grundcharakter seiner Erfahrung auf tragische Weise mit der eigenen dichterischen Sprache verschränkt. Dem Weg einer kontinuierlichen Entfernung vom Leben entsprach die immer engere Verbindung der Gedichte Celans mit dem Material seiner Erfahrung. Als gäbe es einen Fluchtpunkt jenseits der Lebenslinie, an dem Sprache so wahr wird, dass sie das Gedicht ablegt. Was aber könnte dieser Punkt anderes bezeichnen als den Tod. Denn Sprache, die über den Sprechenden hinaus ist, ist Sprache eines Verstorbenen. Diese nicht mehr fassbare Stimmung des Jenseitigen ragt in den Briefwechsel zwischen Paul Celan und Ilana Schmueli hinein. Es ist bereits die Rede von Erfahrungen ganz anderer Art. Vor ihnen aber steht noch die Welt der Körper mit ihren irdischen Schicksalen. Aber selbst, wenn noch

von diesen die Rede ist, so geht das Gemeinte doch längst andere Wege und sucht eine Zukunft, die die Grenze sprengt.

Dennoch ist, jenseits angestammter Vokabeln, von der Liebe zweier Menschen die Rede. Deshalb vor allem führt einen der zuweilen trostlose Charakter der Briefe an die Grenzen des Erträglichen. Seine Lektüre führt unmittelbar auch hinein in die innere Orientierung und Gestimmtheit von Celans letzten Gedichtzyklen »Lichtzwang« und »Schneepart«. In ihnen hat die sprechende Wirklichkeit schon einen Ort gewählt, den diesseitige Erfahrung nicht mehr aufsuchen kann. Es ist darin schon ein Sprechen in und für eine andere Welt. Davon erzählt, sprachlos, dieser Briefwechsel. Als Schicksal. Als Ende eines Weges. Als Schmerz über einen noch ungeborenen, ungelebten Anfang.

Stefan Weishaupt

Erschaff Dich neu!

MAXIMILIAN WOLOSCHIN: **Die Pfade Kains**. Aus dem Russischen von Alexander Nitzberg. Pforte Verlag, Dornach 2004. 191 Seiten, 19 EUR.

Maximilian Woloschin (1877-1932) war Maler, Bildhauer und Dichter. Darüber hinaus war er ein Reisender, der sich in Paris ebenso souverän bewegte wie im mondänen Petersburg und Moskau oder in der russischen Provinz. Nach seinem Tod war sein Häuschen in Koktebel an der Schwarzmeerküste der Insel Krim in der Sowjetzeit zur Legende geworden. Bereits zu Woloschins Lebzeiten hatten sich dort zeitweise in einer Art Künstlerkommune verschiedene Schriftsteller und Maler eingefunden, Marina Zwetajewa berichtete darüber in ihren Erinnerungen »Lebendiges über einen Lebenden«.

Das Poem »Die Pfade Kains«, in der vorliegenden zweisprachigen Ausgabe in der Übersetzung von Alexander Nitzberg wird nun zum ersten Mal in deutscher Sprache vorgelegt. Maximilian Woloschin, der an die zwanzig Jahre an diesem Lebenswerk geschrieben hat, verstand dieses Poem als eine »Tragödie der materiellen Kultur«. In fünfzehn Zyklen wird eine Art Schöpfungsgeschichte vorgelegt, die aller-

dings im Unterschied zum biblischen Johannesevangelium am Anfang nicht das Wort, sondern die Rebellion kennzeichnet. Kein Wunder, angesichts der Untat Kains. Der Fortbestand der Menschheit unter diesen Kennzeichen war nicht von ungefähr einer aggressiven Konnotation unterstellt. Das Weitere sollte sich folgerichtig einstellen! Nicht zufällig sind die Zyklen mit »Feuer«, »Pulver«, »Faust«, »Schwert« überschrieben. Im neunten Zyklus »Der Aufrührer« deutet sich eine Schlüsselstelle an, wie man der allgemeinen Gewalt entkommen kann: »Ihr Abergläubischen! Ihr legt die Bomben / in Börse, Parlament und Residenz / und meint, mit Sprengstoff ließe sich vernichten, / was eurem Selbst mit ungeheurer Kraft / entsprossen ist und ständig weiterwuchert? / Ich rufe euch zum Aufruhr gegen alle / Gesetze der Vernunft und der Natur: / Zum Sprung vom Menschlichen / ins unermesslich / Irrationale, zum: »Erschaff dich neu!«

Eine metaphysische Transzendenz wird hier zugunsten einer Selbstüberschreitung im tätigen Akt zurückgestellt. Im kreativen Schaffen kommt der einzelne zu sich und vermag somit mit den Dingen und ihrer Welt verschmelzen. Der Atheismus wird als die schrecklichste Religion angesehen und dennoch folgen »Die Pfade Kains« nicht der klassischen Erlösungshoffnung des Christentums auf einen außenstehenden Gott. Der Appell richtet sich an den einzelnen, der sich seiner innerlichen Flamme gewärtigen soll. Sich und seine schöpferischen Kräfte tätig zu erfassen, bedeutet den Lauf des Schicksals zu wenden. Freilich jenseits aller schalen Preisleistungs- oder Aufwand- und Ertrags-Spekulationen. Derlei eindimensionales Denken ist dem Zeitalter des »Pulvers« verschrieben, denn es »stürzte den Adligen / erhob den Bürgersmann / zur Gleichheit spießiger Demokratien, / zum Sklaven auf dem Markt der freien Wirtschaft«. Eine Welt des Wissens ist somit entstanden, die sich durch Zahlen, Maße und Berechnungen auszeichnet – zuungunsten jeglicher seherischen Gabe. Dementsprechend sinnlich reduziert geht es im Zyklus »Der Staat« zu. Korruption und Falschheit sind noch die harmlosesten Kennzeichen einer schmutzigen Politik. An die-

ser Stelle sei angemerkt, dass diese Verse für Maximilian Woloschin keine gefälligen Phrasen dargestellt hatten. Unter mehrmaligen Einsatz seines Lebens hatte in seiner Künstlerklausur während des grausamen Bürgerkriegs der 20er Jahre Rote Revolutionäre vor Weißen Kämpfern wie auch umgekehrt versteckt. Das war mehr als eine bloße Geste, die Woloschins übergeordnete Einstellung zum Leben belegte. »Die Pfade Kains« sind ein eindrucksvolles Dichterzeugnis, das in kraftvoller Sprache ohne Schnörkel die existentiellen Fragen des Menschseins in einem zusammenhängenden Weltentwurf entfalten: Schuld, Neid, Besitz aber auch Natur, Körperlichkeit und Erlösung. Problemkomplexe der Kultur wie der Natur sind in diesem Poem keiner künstlichen Trennung ausgesetzt, sondern formieren sich eindrucksvoll in einer prophetisch-apokalyptischen Rede. In einer spiralförmigen Schraubbewegung nähert sich das Poem einem Ende zu. »Der Kosmos« hat es bereits hinter sich gelassen, die Verschlingung durch »Den Leviathan« durchlitten. Bleibt nur noch »Das Gericht«. Und spätestens hier ist wieder jeder auf sich selbst zurückgeworfen. Ein zeitloses Poem! *Volker Strebel*

Kraftvolles Epos

David von Sassun – Armenisches Volksepos, übersetzt und herausgegeben von ELISABETH JACOBI, Stuttgart 2006, 29,80 EUR.

Das armenische Volksepos »David von Sassun« stammt aus dem 9./11. Jahrhundert. Sassun liegt in West-Armenien, heute in der Türkei. Im 9. Jahrhundert war der lange Kampf der Armenier gegen das arabische Kalifat von Erfolg gekrönt. Unter König Gagik Bagratuni erreichte das armenische Königreich seine Hochblüte. – Hinter dem Namen Gagik verbergen sich zwei Herrscher gleichen Namens, der erste herrschte von 908–943. Der Kalif von Bagdad und Msra Melik, Herrscher von Ägypten, sind im Epos der arabisch-islamischen Gegenpol des christlichen Armeniervolkes.

Sanassar und Bagdassar, die hünenhaften Dioskuren, sind von der Tochter Gagiks an Himmel-

fahrt durch einen Schluck Quellwasser empfangen worden. – Mher (sprich Mger) setzt die Heldentaten seines Vaters Sanassar fort. Hinter diesem Namen verbirgt sich der Gott Mithras – in Armenien wird Mher der getaufte Sonnenheld, ein Mensch. Dahinter leuchtet die uralte Sonnenverehrung des Volkes auf, die in sein Christentum Eingang fand. Mhers Heldensohn heißt David. Er behauptet sich gegen Riesenheere der Kalifen und seines Halbbruders, gewinnt kühn seine zweite Gemahlin und muss seinen Sohn als Ritter ahnungslos bekämpfen. Mher der Zweite, sein Sohn, sollte in einem Hinterhalt in seinem Kloster sterben. Aber auch hier bewähren sich die übernatürlichen Kräfte, und er wird bewahrt. Sein Ende findet der Unsterbliche in einer Höhle bis zum Ende aller Zeiten. An Himmelfahrt reitet Mher aus, himmlisches Manna speist ihn und Djalali, sein Wunderpferd für ein Jahr. Er wartet darauf, dass die Erde sich wandelt. Ahnungen gewaltiger Kraft aus der Natur und aus dem Ursprung des Menschen in der geistigen Welt durchziehen das Epos: Einer, der immer wieder siegen durfte, wartet im Innern der Erde auf die Erneuerung. Dieses kraftvolle Epos kann nun von einem größeren Menschenkreis zugänglich werden. Es wurde jetzt zum ersten Mal von Dr. Elisabeth Jacobi ins Deutsche übertragen und liegt in kleiner Auflage vor. *Konstantin Zakharian*

Bezug über Dr. Elisabeth Jacobi, Therapeuticum Raphaelhaus, Heubergstraße 15, 70188 Stuttgart, Tel. 0711/2855580, Fax 0711/2859743, Info@raphaelhaus-stuttgart.de. Bankverbindung: Fundevogel e.V., Konto 2 099 497, BW Bank (BLZ 60050101) und über anthroposophische Buchhandlungen. 29,80 EUR.

Das Geraubte Gedächtnis

MANFRED OSTEN: Das geraubte Gedächtnis. Digitale Systeme und die Zerstörung der Erinnerungskultur. Eine kleine Geschichte des Vergessens. Insel Verlag, Frankfurt am Main/Leipzig 2004. 126 Seiten, 15,30 EUR.

Die vorliegende Arbeit, der ihre Form eines Essays in sieben Kapiteln ausgesprochen gut zu

Gesicht steht, zählt aufgrund ihres Reichtums an Ideen, einer riesigen Detailkenntnis der europäischen Kultur- und Geistesgeschichte und ihres Anliegens, nämlich einer Zerstörung von Erinnerungskultur entgegenzuwirken, zu dem Besten, was im Bemühen, die Realität gedanklich zu durchleuten, aktuell veröffentlicht worden ist.

Dem Autor, der als Generalsekretär der Alexander von Humboldt-Stiftung in Bonn unter anderem zum Thema der menschlichen Freiheit publiziert hat, ist mit »Das geraubte Gedächtnis« ein überzeugendes Plädoyer für eine Kultur der Erinnerung gelungen, das weit unter die Oberfläche politischer Erinnerungsbemühungen vordringt. Brillant verfasst, führt das Bändchen dem Leser lebendig und auf anspruchsvollem Niveau die fatalen Folgen des Verlusts der Beziehung zur Vergangenheit vor Augen.

Der vielzitierte Begriff der Erinnerungskultur weist auf ein Doppeltes. Die Kultur des Erinnerns ist zunächst Ausdruck des Bedürfnisses, sich mit Vergangenen in Beziehung zu setzen. Ein solcher Bezug ist existentiell, da eine Verortung als sich entwickelndes Wesen im Zeitstrom identitätsstiftend ist. Erinnerungskultur impliziert aber auch noch eine Frage, die im Kontext des 20. Jahrhunderts von verschiedenen Wissenschaften über Erinnerung Erarbeiteten sehr wichtig scheinen kann: Wie vollzieht sich konkret ein Erinnern, das Vergangenes als eine Quelle für Zukünftiges in der Gegenwart erlebt und wo ist im Menschen selbst der Punkt, aus welchen ein solcher Impuls Raum greift?

Dahingehend darf Manfred Ostens humanistischer Ansatz doch wohl interpretiert werden, wenn zum Beispiel Johann Wolfgang von Goethes berühmte Verse aus dem »West-östlichen Divan« über die Notwendigkeit, sich »von dreitausend Jahren« Rechenschaft zu geben, zitiert werden. Osten liefert – besonders schön im zweiten Kapitel »Vergangenheitshass: Dr. Faust als Zeitgenosse der Moderne« gelungen – umfassendes Material, das den Sinn einer Arbeit an der Erinnerung, individuell und im gesellschaftlichen Kontext, anschaulich macht.

So verweist nicht nur die unbesonnene Leichtigkeit, mit welcher der Begriff der Erinnerungs-

kultur vielen seit Jahren über die Lippen geht, auf das fatale Geschehen, wenn Menschen einen Zugang zum eigenen und zum kollektivem Gedächtnis nur noch schwer finden: Der Mensch droht in seiner Existenz orientierungslos zu werden. Der schwierige erinnernde Umgang mit dem Menschenverachtendem des Nationalsozialismus in der Gegenwart deutet ebenfalls auf ein den Betroffenen nur mehr oder weniger bewusstes Verstrickt-Sein mit Vergangenheit. Unter dem Titel »Es gilt das gebrochene Wort: Gesellschaft ohne Gedächtnis« behandelt der Autor im vierten Kapitel der chronologisch von Homers Zeiten bis in die Jetzt-Zeit geführten Darstellung auch jene Zeit des Nationalsozialismus, in der »das Gedächtnis auszulöschen« vorsätzliches Ziel war. »Goethe«, schreibt Manfred Osten, »hat diesen Auslöschungsprozess des Gedächtnisses in Gestalt einer Bücherverbrennung bereits früh empfunden als »wirklich etwas Fürchterliches«.

Manfreds Ostens Essay zeigt, dass der Verlust des Gedächtnisses als ein Teil der Kulturgeschichte der Moderne dank der digitalen Systeme heute noch viel subtiler stattfindet als in der Mitte des 20. Jahrhunderts. Damit wächst auch die Förderung, sich das geraubte wieder zurückzuerobieren, sich die eigene Gedächtnisfähigkeit zu erhalten. Letztlich geht es dabei um das Bewusstsein des Menschen von sich selbst und einen Bezug zur geistigen Welt.

Denn so spannend Ostens Schilderung der Zerstörung der Erinnerungskultur auch zu lesen ist, spätestens ab dem Kapitel 7 »Die Pille danach – Zur Neurotechnik des Vergessens« dürfte sich beim Lesenden Unbehagen ob der minutiösen Bestandsaufnahme breit machen, wie es um die menschliche Erinnerungsfähigkeit in der Gegenwart – angesichts der Leere, die das geraubte Gedächtnis hinterlassen hat – bestellt ist.

Osten selbst konstatiert am Ende ein »Unbehagen am Fortschritt und den selbstzerstörerischen Tendenzen der Beschleunigung aller Lebensbereiche«, wobei interessant zu erfahren gewesen wäre, wie sich der Autor die in seinem Fazit formulierte These, dass Erinnerungsgemeinschaften (die Vorortung des Ein-

zeln im sozialen Kontext) »im Idealfall auch noch im Akt des Erinnerns das Heute, die Zukunft und das Vergangene umfassen« werden, konkret denkt? Zustimmung wird der Leser dem Postulat: »Herkunft aber ist nicht denkbar ohne eine Erinnerungskultur, ohne eine Bildung, die sich versteht als Teilhabe am Gedächtnis«. Wie aber kann, wenn die Entwicklung, wie Osten schildert, immer mehr in Richtung einer kollektiven Amnesie geht, dieser Wunsch Wirklichkeit werden?

Als dokumentarische Beschreibung geistesgeschichtlicher Signaturen der Moderne ist »Das geraubte Gedächtnis« großartig. Offen und unbeantwortet bleibt am Ende der Lektüre allerdings die Frage, wie der Mensch dieses »geraubte« Gedächtnis wieder erlangen kann. Vielleicht hat er sich jenes gar nicht so passiv »rauben« lassen wie der Titel nahezulegen scheint?

Matthias Mochner

Transformation des Kapitalismus

ROLAND BENEDIKTER (HG.): **Postmaterialismus**. Band 5: **Das Kapital**. Passagen Verlag Wien 2005. 230 Seiten, 34,90 EUR.

Viele Menschen gehen davon aus, dass nach dem Zusammenbruch des Kommunismus keine Alternative zum globalen Kapitalismus mehr bestehe. Doch vielleicht zielt schon die Frage nach der Alternative in eine falsche Richtung. Die Beiträge des von Roland Benedikter herausgegebenen Buches wollen jedenfalls zeigen, dass es heute nicht um alternative Modelle zum Kapitalismus, sondern um dessen gedankliche Durchdringung und Weiterentwicklung im Sinne der Dreigliederungsidee geht. Die Weiterentwicklung geschieht jedoch nicht von selbst. Erst wenn individueller Geist sich zunehmend als Realfaktor des Lebens geltend macht, so der Kerngedanke des Buches, kann die einseitig profitorientierte Handhabung des Kapitals zurückgedrängt und der Funktionszusammenhang des Geldes neu ausgerichtet werden: »Der Kapitalismus wird aus postmaterialistischer

Sicht nicht zugunsten anderer Modelle und Utopien abgeschafft. Sondern er wird nur denkend anders durchdrungen und erhält dabei eine andere Funktion im Ganzen des sozialen Organismus.« (Roland Benedikter)

Wolfram Hirsching beschreibt in seinem Beitrag, inwiefern die Open-Source-Bewegung, die mit Namen wie Linus Thorwalds, Richard Stallman und Eric Raymond verbunden ist, ein neues Denken in Bezug auf vernetzte Arbeitsformen und die Vermarktung von Software-Produkten zum Ausdruck bringt. Auf diesem Feld würden neue Umgangsformen mit Kapital bereits in ersten Schritten praktiziert.

Roland Benedikter setzt sich in seinem Beitrag mit der Kapitalismus-Kritik des italienischen Philosophen Emanuele Severino auseinander. Während Severino die Moderne mit ihren Grundkräften von Christentum, Demokratie und Kapitalismus letztlich für eine Fehlentwicklung hält, betont Benedikter ihre noch offenen Entwicklungspotentiale: »Die Moderne ist noch nicht vollendet, weil die Dreigliederung nicht vollendet ist.« Es geht Benedikter »um die Aktivierung des immanenten geistigen Potentials des Kapitalismus.« Aus der Idee der sozialen Dreigliederung heraus werde es möglich, den Kapitalismus neu zu denken und auf Grundlage dieser Neukonzeption zu neuen Formen praktischen Handelns zu gelangen.

Albrecht Kiedaisch spannt in seinem Beitrag einen Bogen zwischen Rudolf Steiners erkenntnistheoretischem Ansatz und dessen sozialwissenschaftlichen Ideen zur Kapitalfrage. Auch Kiedaisch sieht in dem einzelnen Menschen »dasjenige Element im sozialen Ganzen ... von dem Veränderung ausgehen kann.« Veränderung könne nicht von abstrakten Gegenprogrammen zum Kapitalismus ausgehen, sondern von einer neuen individuell-geistigen Willensentfaltung: »Wir brauchen individuelle Erkenntnis statt Predigen ethischer Grundsätze, um zu einem praktikablen Postmaterialismus auf kapitalistischem Feld durchzustoßen.« Nur so sei es möglich, zu einer wirklich strukturellen Transformation des kapitalistischen Systems zu gelangen. Vor diesem Hintergrund beleuchtet Kiedaisch die kreative Funktion des

Unternehmerkapitals und Rudolf Steiners Idee des »alternden Geldes«. Dabei vergleicht er auf einleuchtende Weise die Verbindung von Wahrnehmung und Begriff im individuellen Erkennen, mit den polaren Funktionsweisen des Geldes in der Wechselwirkung von Warenproduktion und Geistesleben.

Stephan Eisenhut schärft durch einen Vergleich der materialistischen Kapitaltheorie von Karl Marx mit Rudolf Steiners Gedanken den Blick für ein erweitertes Kapitalverständnis. Für Steiner sei die Anschauung von Marx keine falsche sondern eine einseitige Theorie gewesen. Marx berücksichtige nur das Realprinzip des materialistischen Wirtschafts- und Kapitalverständnisses. Würde nur dieses allein wirken, »dann ginge der Mensch als Mensch darin unter.« Doch für Steiner war der menschliche Geist ein zweites Realprinzip, »welches berücksichtigt werden kann, wenn man einen Zugang dazu findet.« Eisenhut macht deutlich, dass die Frage nach einer vollständigeren Kapitaltheorie und ihren praktischen Konsequenzen heute gleichzeitig eine Entwicklungsfrage ist: »Indem Steiner den arbeitswerttheoretischen Ansatz von Marx durch einen geistwerttheoretischen ergänzt, versucht er aufzuzeigen, wie die Eigendynamik des materiellen Prozesses wieder in die bewusste menschliche Gestaltbarkeit gebracht werden kann.«

Eingehend zeichnet Eisenhut nach, inwiefern die Kapitalbildung in der arbeitsteiligen Wirtschaft eine Art »realer Abstraktionsprozess« ist. Ähnlich wie der menschliche Gedanke sich in der Seele zu einer ganz neuen Kraftentfaltung weiterentwickeln kann, könne auch das Geld, über seine Funktion als Tauschäquivalent hinaus, noch eine weitere Wirksamkeit als »Leihgeld« entfalten. Denn »die eigentliche Bestimmung des Geldes liegt laut Steiner darin, dass es dem Geist dazu dient, organisierend ins Wirtschaftsleben einzugreifen.« Beide Funktionsweisen des Geldes seien berechtigt und müssten ins richtige Verhältnis miteinander gebracht werden. Eine Schlüsselrolle bei der Bestimmung des richtigen Verhältnisses der beiden Seiten spiele der Prozess der Entwertung des Kapitals durch »Schenkung«: »Dass

das Kapital zum richtigen Zeitpunkt durch die Schenkung entwertet wird: darauf kommt zur Humanisierung des Kapitalismus alles an. Das ist Steiners Antwort auf die Marx'sche Krisenzyklen- Theorie des Kapitalismus.«

Durch Veranschaulichung unterschiedlicher Funktionsweisen des Kapitals arbeitet Eisenhut die zentrale Stellung der menschlichen Individualität für die Verwirklichung des Dreigliederungsgedankens heraus. Der Hauptunterschied zwischen Marx und Steiner, so wird deutlich, war der, dass es Marx nicht gelungen ist, die Aspekte des Geistes und der Individualität sinnvoll und zukunftsgerichtet mit dem System der modernen kapitalistischen Wirtschaftsweise zusammenzudenken. Durch Steiner wird es möglich, materielle und geistige Faktoren der Kapitalwirksamkeit sinnvoll aufeinander zu beziehen und miteinander zu versöhnen.

Katrin Käufer und *Claus Otto Scharmer* skizzieren in ihrem Beitrag Kommunikationsfelder als Innenseite wirtschaftlicher Wertschöpfungsprozesse. Durch eine Technik des schöpferischen Dialoges sei es möglich, Kapitalismus von innen her weiterzuentwickeln.

Es ist das Verdienst Roland Benediktens, die verschiedenen in dem Buch enthaltenen Beiträge konstruktiv aufeinander zu beziehen und dabei immer wieder auf größere kulturelle Entwicklungszusammenhänge hinzuweisen. Eingehend setzt er sich im Nachwort mit der Vielfalt zeitgenössischer Kapitalismuskritik auseinander, unterscheidet postmaterialistische von vormodern- regressiven Standpunkten und lotet mögliche kulturelle Bündnisse aus, die einer Transformation des Kapitalismus in Richtung sozialer Dreigliederung in den kommenden Jahren dienlich sein könnten. Allerdings wirkt die ständige Beschwörung der Strömung des »Postmaterialismus« übertrieben und etwas zu programmatisch. Ich frage mich, ob es für die anvisierten Ziele wirklich hilfreich ist, Rudolf Steiner nun das Etikett eines »postmaterialistischen Denkers« zu verleihen.

Die Stärke des Buches liegt in der Stimmigkeit und Konsequenz, mit der die Kraft individuellen Denkens in Beziehung zur Kapitalwirksamkeit gesetzt wird. Erkenntnis und soziale

Praxis werden fruchtbar aufeinander bezogen. Das Buch regt dazu an, nicht bei kosmetischen Verschönerungen stehen zu bleiben, sondern Wege einer substantiellen Weiterentwicklung des Kapitalismus zu suchen. *Ralf Gleide*

Projekte der Hoffnung

JÜRGEN STREICH: **Vorbilder.** Menschen und Projekte, die hoffen lassen. Der Alternative Nobelpreis. 453 Seiten, 20 EUR. J. Kamphausen Verlag, Bielefeld 2005.

Weil ein »Umweltnobelpreis« vom Nobelpreis-Komitee abgelehnt wurde, rief der gebürtige Schwede Jakob von Uexküll, dessen politisches Vorbild Dag Hammarskjöld war, 1980 mit dem Right Livelihood Award (RLA) einen »alternativen Nobelpreis« ins Leben. Dieser zielt darauf ab, »dem Norden dabei zu helfen, die Weisheit zu finden, sein Wissen besser anzuwenden, und dem Süden dabei, das Wissen zu finden, um seine althergebrachte Weisheit einzubringen«. Die Right Livelihood Foundation arbeitet langfristig im Sinne Nobels und der Demokratie.

Das vorliegende Buch beschreibt die bisher prämierten Projekte. Voraussetzung ist jeweils, dass bereits praktische Ergebnisse vorliegen. Es ist zwei Preisträgern gewidmet, die wegen ihres Kampfes für eine bessere Welt ermordet wurden. Das Vorwort schrieb Ricardo Díez-Hochleitner, Ehrenpräsident des Club of Rome.

Für die über hundert geehrten Personen und Organisationen bedeutete die Auszeichnung, verbunden mit einem stetig steigenden Preisgeld, eine Ermutigung und Erleichterung ihrer Arbeit. Ihre Projekte weisen in die Zukunft. Oft sind es Aufgaben, die die führenden Personen in Politik, Wirtschaft und Religion nicht ergriffen haben. Der deutsche Textilunternehmer Steilmann sagte 1996: »Die Regierungen weltweit sind hilf- und hoffnungslos.« Die Projekte richten sich gegen das Diktat der Wirtschaft, das vielen unüberwindbar erscheint. Dass die Welt positiv verändert werden kann, ist eine wesentliche Erfahrung für viele Menschen.

Nach einer politisch-geschichtlichen Übersicht bis 1980 sind, jeweils vor den Preisträgern des

Jahres, Fakten zu Politik und Umwelt aufgeführt. Auf den meist zwei Seiten für eine Person oder Organisation sind ein Foto, die wichtigsten Lebensdaten und der Grund ihrer Auszeichnung enthalten, dazu Post- und Internetadressen sowie Telefonnummern.

Als erster erhielt den Preis Stephen F. Gaskin (gemeinsam mit Plenty International) für den Einsatz für Bedürftige vor allem in den USA. Petra Kellys Bemühungen um Umweltschutz, Abrüstung und soziale Gerechtigkeit wurden gewürdigt. Sir George Trevelyan (einer der späteren Gründer der New Age Bewegung) machte als Philosoph die Anthroposophie Rudolf Steiners für sich fruchtbar. Robert Jungk kennen viele als »unermüdlichen Kämpfer für vernünftige Alternativen und ökologisches Bewusstsein«. John W. Gofman und Alla Yaroshinskaya wurden für ihre Bemühungen, die Wahrheit über die Auswirkungen der Katastrophe von Tschernobyl ans Licht zu bringen, geehrt. Auch Astrid Lindgren, deren Bücher »die Phantasie und den Geist ganzer Generationen von Kindern und Erwachsenen beflügelt« haben, wurde ausgezeichnet. Oder Uri und Rachel Avnery und die Organisation Gush Shalom, die sich für Frieden im Nahen Osten einsetzen. Und vor allem auch Ibrahim Abouleish und die Organisation SEKEM (2003), die eine »Wirtschaft der Liebe« fördern. Es ist jedoch im Buch nicht ganz klar von biologisch-dynamischer Wirtschaftsweise die Rede, sondern von »biodynamischer«, auch ist die Anthroposophie Rudolf Steiners nicht erwähnt.

Im Anschluss folgen Auszüge aus den Dankesreden. Hier ist besonders die von Robert Jungk interessant, der klar sagt, dass die Menschen heute durch Konsum und Steuern ein System unterstützen, das »alle Hoffnung auf jegliche Zukunft zerstört«. Er bemängelt, dass die Medien zu wenig über »Samenkörner einer vernünftigeren und hoffnungsvolleren Zukunft« berichten. Einer seiner Kardinalsätze lautet: »Die Leute an der Macht sind viel schwächer, als sie scheinen, und die Bürgerbewegungen sind viel stärker, als sie selbst merken.« Bianca Jagger ist der Meinung, dass mit Zivilcourage und Engagement jeder etwas bewirken kann. Ein Einzelner könne sogar den Verlauf der Geschichte

verändern. Im Dezember 2004 wurde der Right Livelihood Award zum 25. Male an Menschen vergeben, die im jeweils »zurückliegenden Jahr der Menschheit den größten Nutzen gebracht« haben. Seine Bedeutung kommt inzwischen der des offiziellen Nobelpreises nahe. Dies wurde besonders deutlich, als Wangari Maathai, die 1984 den RLA erhalten hatte, 20 Jahre später mit einer inhaltlich gleichen Begründung den Friedensnobelpreis zugesprochen bekam.

Uno-Generalsekretär Kofi Annan sagte einmal: »Alles, was das Böse benötigt, ist das Schweigen der Mehrheit.« Die harten Fakten, die dieses Buch enthält, mögen manchen Leser erschrecken. Doch sind im Gegenzug Projekte der Hoffnung entstanden. Dieses Buch hat eine weckende Funktion: Es ist ein Aufruf zu eigenständigem Handeln, sei es durch finanzielle Unterstützung bestehender oder Gründung eigener Initiativen.

Der Journalist und Autor Jürgen Streich hat unter der Internet-Adresse www.aussichten-online.de eine »elektronische Zeitung« für Zukunftsfragen eingerichtet. Es soll ein Forum werden, das jedem an dieser Thematik interessierten Zeitgenossen offensteht. *Maja Rehbein*

Erzieher der Seele

MALTE SCHUCHHARDT: **Lachen und Weinen – Erzieher der Seele.** Humor und Tragik in Kunst und Literatur. Pädagogische Forschungsstelle beim Bund der Freien Waldorfschulen: edition waldorf, Stuttgart 2005. 211 Seiten, 20 EUR.

Lachen und Weinen sind Grundgesten des Menschseins. Sie äußern sich in den einzelnen Kulturen und Gesellschaftsschichten in verschiedener Stärke, aber sie geben stets einen Blick in unsere Seele frei. Es ist zugleich die Frage, welche Rolle Ernst und Humor in unserem Leben spielen, sind sie doch indirekt ein wichtiger Erzieher der Seele. Um deren Bedeutung sichtbar zu machen, wählt Schuchhardt einen fesselnden Einstieg: Er schildert an Beispielen aus Mythos, Märchen und bildender Kunst, wie diese Seelenregungen dargestellt werden – angefangen bei dem Weinen von Pri-

amos und Achill nach dem Tod von Hektor und Patroklos in der »Ilias«.

Anschließend referiert der Autor aus Steiners Vorträgen von 1909/10. Sie beschreiben Weinen und Lachen als spezifisch menschliche Seelenäußerungen, die dadurch zustande kommen, dass das Ich den Astralleib zusammenzieht oder ausdehnt. Wichtige Textstellen werden zitiert (was die Bekanntschaft mit anthroposophischen Begriffen beim Leser voraussetzt). Indem Schuchhardt zugleich die Komposition eines Vortrags beleuchtet, kann er deutlich machen, wie Steiner den Hörer in eine gewissermaßen heilsame denkerische Pendelbewegung versetzt, wie sie dem Thema entspricht – eine Beobachtung, die sich auch auf andere Vorträge Steiners übertragen lässt. Erhellend auch der Blick auf Menschen, die wir aus unserer Umgebung kenne, deren unmotiviertes Weinen und Lachen nicht vom Ich gehalten wird.

Schuchhardts besonderes Interesse gilt der Bedeutung von Ernst bzw. Tragik und Humor am Beginn des Jugendalters im Zusammenhang mit der Geburt des Astralleibes. Dieser Vorgang wird anhand ausführlicher Textstellen von Steiner und Selbstdarstellungen Jugendlicher über ihre Seelenlage anschaulich gemacht. Wir alle haben diese Lebensphase durchlaufen oder haben als Eltern mit Jugendlichen zu tun. Insofern sind die anschließenden Abschnitte des Buches keineswegs nur für Lehrer interessant.

Warum Steiner für den Lehrplan der 9. Klasse zwei so gegensätzliche Literaturepochen angibt wie die Goethe-/Schiller- oder Tragik-Epoche und die Humor-Epoche, kann Schuchhardt überzeugend belegen. In ihnen werden sozusagen Weinen und Lachen, Ernst und Humor »geübt«. Dadurch sind sie in besonderem Maße Erzieher der sich entfaltenden Seele.

Wie der Autor die wichtigen Motive aus Goethes Biografie zusammenstellt, gleicht einer Entdeckungsreise, die für jeden ein Genuss ist, denn es spiegeln sich Grundmuster des menschlichen Lebenslaufes darin.

Der zweite Teil des Buches bietet dann detaillierte Handreichungen für den Lehrer mit einschlägigen Textbeispielen. Ein anregendes Buch und eine Fundgrube! *Christoph Göpfert*